

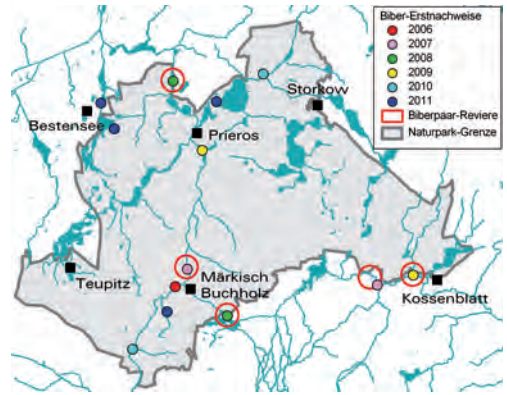
# Paradies aus Tierhand

Gerald Schulz

Ob eines seiner Bauwerke tatsächlich vom Welt-  
raum aus zu erkennen ist, sei dahingestellt. Die  
charakteristischen Merkmale, die seine An-  
wesenheit verraten, kennt jedes Kind, denn er ist  
das einzige Säugetier, das seinen Lebensraum  
aktiv nach seinen Bedürfnissen gestalten kann –  
vom Menschen mal abgesehen.

Als Vertreter seiner Gattung ist *Castor fiber*  
nach langer Abwesenheit seit 2006 im Natur-  
park Dahme-Heideseen nachgewiesen. Es ist gar  
nicht so einfach, das mit etwa 25 Kilogramm Ge-  
wicht und eineinhalb Metern Länge größte eu-  
ropäische Nagetier zu erspähen. Der erst in der  
späten Dämmerung aktiv werdende Biber kann  
eher schlecht sehen, riecht und hört aber gut.  
Mit seinem breiten, unbehaarten Schwanz – der  
Kelle – schlägt er bei Gefahr zum Alarm auf das  
Wasser und taucht ab. An Land ein wenig  
schwerfällig, ist er mit seinen Schwimmhäuten  
an den Hinterfüßen und seinem stromlinienfö-  
rigen Körperbau ein gewandter Schwimmer  
und hält seinen Tauchgang 15 bis 20 Minuten  
durch. Dichtflockige, seidensartige Wollhaare –  
23000 pro cm<sup>2</sup> (beim Menschen sind es bis 600)  
– die aus Drüsen am Hinterleib mit einem Bi-  
bergeil genannten Sekret eingefettet werden, hal-  
ten sein Fell wasserdicht.

Eine Exkursion an einem sonnigen Vormit-  
tag mit Sabine Schmidt von der Naturwacht in  
Prieros zeigt, dass der Biber im Naturpark an  
sumpfig-feuchten Ufern der Dahme in unmit-



telbarer Nähe des Menschen siedelt. Anrainer  
zwischen Krüpel- und Dölgensee sowie nördlich  
von Märkisch-Buchholz sitzen hier abends »in  
der ersten Reihe«. Aus der Entfernung kann je-  
doch schon mal eine Bisamratte oder ein Nutria  
mit ihm verwechselt werden. Seine Pfade hinge-  
gen lassen sich im weichen Schlamm oder auf  
einer Schneedecke von denen anderer Tiere leicht  
unterscheiden, da er die flache Kelle über seine  
markanten Fußabdrücke nachschleift.

Seine Ernährungsgewohnheiten erkennt man  
schon von Weitem: Gefällte Bäume und ange-  
spitzte Stümpfe sind die häufigsten Zeichen sei-  
ner Gegenwart. Sanduhrförmig nagt er die  
Stämme mit seinen scharfen, meißelartigen Zäh-  
nen ein. Da er nicht klettern kann, bringt er mit  
diesem Kegelschnitt bevorzugt Weichhölzer wie  
Weide, Pappeln, Birken und andere zu Fall, auf  
deren Triebe und junge Zweige er es vor allem  
abgesehen hat. Eine acht Zentimeter dicke  
Weide ist mit seinen weit aus dem Kiefer ragen-  
den, dunkel-orangefarbenen Nagezähnen in  
etwa fünf Minuten durchschnitten. Zu seinem  
Speiseplan gehören auch Sumpfkrauter, Blätter  
und Rinde, die er meist am Uferand verzehrt.  
Pro Jahr kommen so sieben bis acht Kubikmeter  
berindetes Holz zusammen – immerhin vier  
Tonnen. Mehr wird es, wenn der Mensch – auf  
Ordnung bedacht – die Stämme umgehend fort-  
räumt. Das Tier fällt sie schließlich nicht aus  
einer Laune heraus. Und selbst ein liegender ➔

Weidenbaum kann zur Freude des Bibers weiter ausschlagen.

Wie die von ihm geschätzte Weidenrinde enthält auch das braune, glanzlose Bibergeil – vormalig unter anderem als Mittel gegen Fieber und Schmerzen empfohlen und bis 1891 im Deutschen Arzneibuch aufgeführt – den Aspirin-Grundstoff Salicylsäure. Mit diesem stark riechenden Sekret markiert der Biber das Territorium seines Familienverbandes. Im Zentrum dieses Reviers befindet sich seine Behausung. Nicht immer ist das die typische Biberburg, die, aufgetürmt aus geschnittenen Ästen und Zweigen, einige Meter Höhe und einen ebensolchen Durchmesser erreichen kann. Das Pelztier gräbt sich an steilen Uferböschungen gern meterweit in den Boden. Die Bauten bergen in ihrem Innern einen Kessel, der sich über dem Wasserspiegel befindet. Vor Frost geschützt lebt dort das Biberpaar mit den dies- und vorjährigen Jungen. Zwei bis vier kommen pro Wurf nach einer Tragzeit von dreieinhalb Monaten zur Welt. Bei einem Anstieg des Wasserstandes wird der mit Gräsern weich ausgepolsterte Kessel nach oben verlegt. Stürzt die zu dünn gewordene Erddecke schließlich ein, schichtet der Biber geschnittene Äste über das Loch. Mitunter verraten am Boden Spuren des dorthin geschleiften Materials die rege Bautätigkeit. Das Tier achtet darauf, dass der Ein- und Ausgang zu seinem Bau stets unter Wasser liegt. Von dort führt ein Netz von Röhren ins Innere, die jeweils eigenen Zwecken dienen. Hier spielen die Jungbiber, bevor sie sich im dritten Lebensjahr ein eigenes Revier suchen – wer noch wasserscheu ist, wird von der Mutter regelrecht ins kühle Nass geschubst. Andere Gänge ermöglichen bei Gefahr eine rasche Flucht. Auch der Weg zur Nahrung wird sichergestellt. Ein Wintervorrat eingesammelter Weichholzäste und -zweige wird gut zugänglich am Gewässergrund neben dem Eingang befestigt. Tauchend versorgt er sich dort regelmäßig mit der notwendigen Energie für die harte Zeit. Dafür benötigt er eine Wassertiefe von mindestens 50 bis 80 Zentimetern. Durch den Bau eines Dammes aus Ästen, Zweigen und Röhricht, den er mit Schlamm und Gräsern abdichtet, versucht er, fließende Gewässer anzustauen, bis der erforderliche Wasserstand erreicht ist.

»Ertrunkene Wälder« künden von Biberland (sofern niemand eingreift, was man jedoch an befahrenen Wasserstraßen wie der unteren Dahme tun muss). Durch die Anlage von Überläufen ist er andererseits durchaus in der Lage, den Wasserstand zu regulieren, wenn sein Wohnkessel geflutet zu werden droht. Gelingt ihm bei sinkendem Wasserspiegel kein Anstau, der den Eingang zu seinem Bau noch unter Wasser gewährleistet, verlässt er ihn, da nun Feinde in seine Behausung eindringen könnten.

Indem er so Feuchtgebiete schafft – Lebensräume, die heute besonders bedroht sind – ist der Biber nicht nur Zweck sondern auch Mittel, gleichsam natürlicher Verbündeter des Naturschutzes. Ein von ihm verändertes Gebiet sorgt für Strukturvielfalt und auch durch Totholz für günstige Bedingungen für zahlreiche Pflanzenarten sowie Wasserkäfer, Libellen, Vögel und Amphibien. Von der vom Biber gestalteten Wasserwildnis profitiert auch ein seltenes Mitglied der Marderfamilie: der Fischotter. Da dieser tatsächlich Fische und andere Kleintiere bevorzugt, der Biber sich entgegen der früher verbreiteten Meinung besorgter Fischer aber nur von pflanzlicher Kost ernährt, teilen sich beide den gleichen Lebensraum, ohne sich Konkurrenz zu machen.

Inzwischen lässt sich diese Entwicklung in Deutschland wieder häufig beobachten. Im unteren Spreegebiet und östlichen Brandenburg sind die Bestände auf Aussetzungen des Elbibibers zurückzuführen. Nicht zuletzt aufgrund solcher Maßnahmen konnte sich die Art fast alle geeigneten Lebensräume Brandenburgs zurückerobern. In den Naturpark Dahme-Heideseen ist sie über Beeskow und die Spree sowie über Berlin (wo er Anfang der 90er Jahre ansässig wurde) und Wildau vergleichsweise spät gelangt. Nach ihrer Abwanderung aus dem Familienverband suchen sich die mit drei bis vier Jahren geschlechtsreifen Jungbiber ihr neues Revier meist im Umkreis von 25 Kilometern Entfernung von ihrer einstigen Kinderstube. Ältere Nagespuren am Dahmeufer sind nicht selten auf durchziehende Jungtiere zurückzuführen – man beißt sich so durch. Wenn nötig auch schon mal über 100 Kilometer.

Ursprünglich war der Biber mit Millionen von Exemplaren im nacheiszeitlichen Europa bis

hinein nach Asien vertreten. Zum uralten Stamm der Familie gehörte bei uns neben der heutigen Form auch der ausgestorbene, längere und schlankere Altbiber. Im Zuge der vorangegangenen Vereisung hatten sich Landsäuger von Abmessungen entwickelt, die weder zuvor noch danach erreicht wurden. So existierte bis vor etwa 10000 Jahren in Nordamerika der Riesenbiber. Mit einer Länge von zweieinhalb Metern hatte er die Größe eines kleinen Bären und es verwundert nicht, dass der Biber in der indianischen Mythologie seinen festen Platz fand. *Castor canadensis*, der heutige, etwas größere nordamerikanische Verwandte des europäischen Bibers, neigt ebenfalls zu beeindruckenden Dimensionen: der längste bekannte Damm, das Werk mehrerer Generationen, erstreckt sich in einem kanadischen Nationalpark über 850 Meter.

Wie andere der acht Unterarten des europäischen Bibers hat sich der Elbebiber vermutlich während der Eiszeit herausgebildet. Über 2200 Tiere zählt der schwer zu bestimmende Bestand des *Castor fiber albicus* heute in Brandenburg wieder. Wie konnte jedoch ein in Europa Millionen starkes Biberheer auf Tausende schrumpfen?

Ein Hinweis auf die Antwort wurde im Geologischen Institut Hamburg entdeckt. In einem Fraßstück steckte eine Speerspitze aus Feuerstein. Während der beim Nagen von steinzeitlichen Jägern angegriffene Biber offenbar Glück hatte, fanden sich im europäischen Norden häufig Skelettreste in Küchenabfällen des Steinzeitmenschen. Die Jagd auf den Biber – das Wort leitet sich von seinem keltischen Namen *bevere* ab – hat also schon in den Urwäldern Tradition. Seit dem Mittelalter spielte die auch als Biberzangel bekannte Kelle als kirchlich erlaubte Fastenspeise eine wichtige Rolle, da man sie wegen ihres schuppenartigen Reliefs dem Fisch gleichstellte. Der Mensch, der auch im Dahmeland dem Biber mit der Anlage von Mühlenstauen in gewisser Weise nahefertete, bewunderte dessen Leistungen durchaus: Meister Bockert galt in der Fabel als arbeitsam. Genutzt hat ihm das positive Bild gleichwohl nichts. Mit Netzen und Tellerreisen wurde das Geschöpf wegen seines wertvollen Pelzes und des Bibergeils zur Strecke gebracht. Mitte des vorletzten Jahrhunderts war er in weiten Teilen Europas ausgerottet. In Sachsen



ging es dem letzten Tier 1840 an den Kragen. Im Dickicht der Auwälder an Elbe und Mulde konnten sich noch um die hundert Exemplare unter strengem Schutz halten.

Der Verlust solcher ursprünglichen Lebensräume und die Verschmutzung der Gewässer mit Dünger und Pestiziden machen ihm nach wie vor das Leben schwer. Häufig erreicht er das Alter von in der Regel zehn bis fünfzehn Jahren als Folge der Beengung nicht und unter ungünstigen Bedingungen sinkt die Anzahl der Jungen. »Der Fischotter ist ein Ästhet«, verrät mir Sabine Schmidt zu dessen bevorzugten Aufenthaltsorten, während sie entlang der Dahme nach seiner Losung sucht. Nachbar Biber nimmt es hoffentlich nicht so genau. Wie wir sehen müssen, wurde seine am Flussufer aufgeschichtete Knüppelburg offenbar als Einladung missverstanden, die heimischen Gartenabfälle gleich obenauf mit zu entsorgen – frei nach dem Motto: »Ist ja alles Natur ...«. Mehr Ungemach droht dem außerhalb des Wassers nicht eben behenden Biber durch die zahlreichen Straßen, die die Landschaft zerschneiden. Ein anderer Zurückgekehrter in Brandenburgs Wäldern, der Wolf, wird – obwohl auch Biber reißend – auf absehbare Zeit sein geringstes Problem bleiben. Wie dieser löst auch der fleißig grabende Nager bei vielen nicht nur Begeisterung aus. Im Naturpark Dahme-Heideseen trifft er aber offenbar auf ein verständnisvolles Umfeld. Konflikte sind hier bisher ausgeblieben. So gilt hoffentlich, dass das Bibergeil als vielseitiges Heilmittel zwar einst mit Gold aufgewogen wurde, der Biber aber als Schöpfer und Symbolfigur einer lebendigen Vielfalt heute unbezahlbar ist! ■